



Predigt-Skizze zum Weltkirchlichen Sonntag des Gebets und der Solidarität mit den Leidtragenden der Corona-Pandemie am 6. September 2020

von P. Jörg Dantscher SJ (Nürnberg)

Schrifttexte vom 23. Sonntag im Jahreskreis (A):

Röm 13,8–10 „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Mt 18,15–20 „Was auch immer zwei von euch auf Erden einmütig erbitten ...“

Jeder denkt an sich – doch sind wir besser?

Erinnern wir uns? Zu Beginn der Pandemie führen einige Lkw von Deutschland in die Schweiz. Wir haben sie an der Grenze aufgehalten und nicht passieren lassen, weil wir die transportierten medizinischen Schutzmasken selbst brauchten und unsere eigenen Bestände zu klein waren. Es gab mit Recht Empörung bei denen, die die Ladung der Lkw bestellt hatten und ebenso wie wir solche Masken benötigten.

Später haben wir einige Corona-Kranke aus Italien und Frankreich in unseren Krankenhäusern aufgenommen, nicht zuletzt, um unsere erste egoistische Reaktion wiedergutzumachen.

Das anfängliche Verhalten Deutschlands spiegelt wider, wie schnell wir geneigt sind, zuerst an uns denken. Das mag vernünftig sein – aber nur so lange, wie jedes Volk, jeder Staat in der Not genug Mittel und Vernunft besitzt, für sich hinreichend Sorge zu tragen. Wenn das nicht der Fall ist, sind wir dann *verpflichtet*, auch an die anderen zu denken, für sie Mit-Sorge zu tragen? Oder gibt es eine bestimmte Intensität an Katastrophe, ab der wir nicht mehr solidarisch sein müssen, sondern nur an uns selbst denken dürfen?

In der Regel ist dies keine Alternative. Es würde nur dann gelten können, wenn die akute Notsituation keine Möglichkeit mehr lässt, auch an andere zu denken. Andernfalls begeben wir uns in eine Art Quarantäne im moralischen Sinn, in eine Abschottung von anderen und ihren Lebenslagen, schon vor der medizinischen Not. Wir können das nachempfinden, wenn wir darauf blicken, wie Alte und Kranke in den letzten Monaten in Heimen und Krankenhäusern von ihren Familien isoliert wurden. Mit dem Argument, sie gehörten besonderen Risikogruppen

an, haben wir Strukturen der Vereinsamung, der Trostlosigkeit und mangelnder Begleitung bis ins Sterben hinein zugelassen. Dies wurde weithin als einzige Möglichkeit des menschlichen Umgangs oder Nicht-Umgangs mit solchen Risikogruppen verteidigt. Verwirrte oder Verunsicherte, ungelöste Familien- oder Ehedramen blieben zurück, weil kein Raum war, miteinander Sorge, Liebe oder Versöhnung zu gestalten.

Wir wissen, dass Populisten die Gefahren der Corona-Pandemie heruntergespielt haben, um Wahlen und Rückhalt in der Bevölkerung zu gewinnen. Hunderttausende blieben dadurch auf der Strecke. Wir denken stellvertretend an die Massengräber in New York, Wuhan, Brasilien oder Mexiko. Es beschleicht uns Zorn, wenn die Vermutung stimmt, dass Randgruppen und Indigene vielleicht sogar mit Absicht unbeschützt geblieben sind. „Wer tot ist, stört nicht mehr.“

Das ist auch ein Appell an all jene, die sich nicht vorsichtig genug verhalten und dadurch sich selbst und andere gefährden.

Das ist eine Seite unserer Eindrücke angesichts der Pandemie.

Viele denken an die Kranken und an diejenigen, die sie medizinisch betreuen und begleiten

Andererseits erinnern wir uns an die Menschen auf den Balkonen, die musizieren, singen oder mit Kochdeckeln klappern. Sie weisen uns hin auf die Ausgeschlossenen, die Kranken und sie zollen den Helfenden ihren Respekt. Das ist nicht wenig. Es wirkt wie ein Senfkorn, von dem Jesus sagt, es wird ein großer Baum, in dem die Vögel ihre Lieder singen werden. Hoffnung beginnt oft unscheinbar. Reden wir solche Zeichen nicht klein!

Wir hören von vielen Medizinstudenten, die freiwillig in Krankenhäusern helfen, und von den Kindern, die ihren alten Eltern Essen vor die Wohnungstür stellen, oder von Nachbarn, die helfen. Das ist schon mehr: Nicht nur ein Zeichen der Hoffnung, sondern Zeichen stiller Zugehörigkeit und Familiarität. Es sind Zeichen gelebter Nächstenliebe.

Zu dieser anderen Seite gehört auch, dass wir auf den menschlichen Forschergeist vertrauen und auf eine Solidarität, die wir nicht einklagen, aber fördern wollen. Wir hoffen, dass in der Pharmaindustrie die verschiedenen Firmen in ihrer Konkurrenz nicht nur am Geschäft interessiert sind, sondern auch vom Willen angetrieben werden, den Menschen Heilmittel und vorbeugende Medizin zur Verfügung zu stellen. Wenigstens 172 Firmen sind um die Entwicklung von Impfstoffen bemüht. Milliarden an Fördermitteln werden dafür eingesetzt. Wir hoffen, dass diese Konkurrenz dazu beiträgt, dass gute Impfstoffe verantwortlich entwickelt und getestet werden, die Menschen aller Nationen im Lauf des nächsten Jahres zur Verfügung gestellt werden können. Es wird sich erweisen, ob allein der Markt mit seinen Gesetzmäßigkeiten von Konkurrenz, Produktivität und Gewinn herrschen wird oder ob eine übernationale Verantwortlichkeit neue Maßstäbe setzen kann. Die Weltsituation lädt uns in dieser Krise ein, nicht egoistisch, sondern solidarisch zu denken und zu handeln. Sie ist auch eine Chance, solidarisches Handeln immer mehr zu lernen.

Nicht alle Probleme, die Covid-19 weltweit bringt, können wir lösen

Solidarität bedeutet, Sensibilität und Hilfsbereitschaft für die anderen in unseren Herzen zuzulassen. Wir sind eingeladen – je nach Vermögen – unseren Beitrag zu leisten, sei es durch finanzielle oder medizinische Hilfe, durch Trost und Empathie mit Menschen, die von der Krise besonders betroffen sind.

Und wir dürfen aus dem Bewusstsein leben: Wenn wir einem Menschen geholfen haben, diese Pandemie zu überstehen, haben wir mehr getan als viele, die nur froh sind, dass sie in einem Land leben, wo die Gefahren dieser Pandemie medizinisch weitgehend unter Kontrolle sind. Denn es geht nicht nur um unser eigenes Leben und Überleben, sondern um das Leben vieler Menschen in dieser Welt.

Solidarität zielt daher auf Hilfe in jeder Form. Solidarität kann sich in Spenden ausdrücken, aber es geht auch um die Bereitschaft, Hoffnung zu wecken und zu erhalten, wo wir selbst keine hinreichende Hilfe wissen. Dann wird der Tropfen kein Tropfen auf dem heißen Stein bleiben, sondern ein Tropfen, der in das große Meer der Solidarität fließt. Das meint dieser Satz „Was auch immer zwei von euch auf Erden einmütig erbitten, werden sie von meinem himmlischen Vater erhalten“ (Mt 18,19).

Dieses gemeinsame Gebet ist Ausdruck unserer Hilfsbereitschaft und unseres Vertrauens und keine Nötigung Gottes: Wir wollen und können auch dort helfen, wo es uns menschlich kaum möglich zu sein scheint. Das Senfkorn der Solidarität wird wachsen und die Menschen zwischen Himmel und Erde werden wie die Vögel in diesen Bäumen unserer Solidarität neues Leben gestalten.

Danke für Ihre Solidarität.